

EDWARD SANGMEISTER

Zur Bedeutung urgeschichtlicher Kulturgrenzen

ZUR BEDEUTUNG URGESCHICHTLICHER KULTURGRENZEN

Von Edward Sangmeister

Spätestens seit G. Kossinna seine „Siedlungsarchäologische Methode“ einführte, ist die Frage nach der Bedeutung des Raumes gleichberechtigt neben die bis dahin allein herrschenden chronologischen Ordnungsversuche Urgeschichtlicher Funde getreten. Aus der Verbreitung von „Kulturen“, die man — unkritisch — mit „Völkern“ oder „Stämmen“ gleichsetzte, schloß man auf Siedlungsgebiete, aus der Veränderung der Verbreitung auf Wanderung, Expansion, Eroberung¹.

An die Stelle dieser „Kurzschlüsse“ sind differenziertere Interpretationsversuche getreten, aber das Problem der „Kultur“ und ihrer räumlichen Verbreitung bleibt; und mit ihm stellt sich das der Grenzen zwischen Verbreitungsgebieten. Ehe jedoch das zweite aufgenommen werden kann, empfiehlt sich eine kritische Betrachtung des Grundproblems.

Was ist das, was der Urgeschichtler Kultur nennt? Es gibt darüber nur bis zu einem gewissen Grad Einigkeit². Der Arbeitsvorgang des Systematisierens liefert die Erkenntnis, daß es Gegenstände mit einer wiederkehrenden Merkmalkombination (Typen) und Befunde mit sich wiederholenden Typen- und Befundmerkmalkombinationen gibt. Die Gleichheit oder weitgehende Ähnlichkeit sich wiederholender Kombinationen läßt eine gewisse Regelmäßigkeit erkennen und führt zu dem Schluß, daß für ihr Zustandekommen in Raum und Zeit eine engere Beziehung bestanden habe zwischen den Menschen, die sie zustande brachten. Der komparativ erstellte „Formenkreis“ wird so als das Produkt einer Menschengruppe erklärt, die während einer — zunächst — unbekannt langen Zeit in einem begrenzten Raum existierte. Ihre Mitglieder sollten untereinander mehr Kontakt gehabt haben als zu Mitgliedern anderer Gruppen.

¹ Man vgl. dazu etwa die Stichworte „Siedlungsarchäologie“ und „Typenkarte“ in M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte Band 12 (1928) 102 ff.; 13 (1929) 503 ff.

² Aus der jüngeren Diskussion in Deutschland seien nur zwei Arbeiten mit recht unterschiedlichen Standpunkten zitiert: J. Lüning, *Prähistorische Zeitschrift* 47, 1972, 145 ff.; J. Bergmann, *Prähistorische Zeitschrift* 49, 1974, 129 ff.

Aus der sehr neutralen Formulierung geht hervor, daß dieser erschlossene Kontakt nur für die Ebene gelten kann, in der die jeweilige Merkmalkombination liegt. Er darf nicht ohne zusätzliche Argumente übertragen werden auf andere Bereiche, und eine Gleichsetzung des Formenkreises mit einem Ethnos — was immer man darunter verstehen will — ist nicht ohne weiteres möglich. Es muß eine Überprüfung der Quantität und der Qualität der Merkmalkombinationen stattfinden hinsichtlich ihres Stellenwertes für eine als Gesellschaft aufgefaßte Menschengruppe.

Ein gewisser Schmucktypus z. B. kann so zunächst nur den Kontakt zwischen Menschen belegen, die während der unbekannt langen Zeit seiner Produktion (und darüber hinaus) ihn zu erwerben bereit und in der Lage waren. Das beinhaltet aber, daß zwischen ihnen nur ein lockerer Kontakt bestanden zu haben braucht; möglicherweise sogar keiner, wenn sie nämlich von einem wandernden Händler beliefert wurden. Die Gemeinsamkeit dieser Menschengruppe besteht dann allein darin, daß sie Kontakt zu einem (oder mehreren) Lieferanten eines bestimmten Produktes besaß. Auch diese Gemeinsamkeit ist von Bedeutung, zumindest chronologisch. Aber es bedarf eben noch weiterer Argumente, ehe auf weitergehende Gemeinsamkeit im Gesellschaftsinn gesprochen werden darf.

Wenn z. B. ein solches von außen eingehandeltes Schmuckstück integrierender Trachtbestandteil wird, dann ist für den Teilbereich, in dem dies zutrifft, ein engerer Kontakt zwischen den Angehörigen der Teilgruppe belegbar. Hier wird indirekt jene Gesellschaftswirkung faßbar, die — traditionsbildend — feste Bekleidungsregeln entstehen läßt.

Was für den Fall eines verhandelbaren Produktes gilt, läßt sich ähnlich auch für den geistigen Bereich zeigen. Hinter einer ausgeprägten Bestattungssitte steht — der Erfahrung nach — ein bestimmtes Verhältnis zum Phänomen Tod und zum Toten. Auch sie kann als Ergebnis einer Gesellschaftswirkung verstanden werden, da eine gewisse Vorstellung vom Tod und dem, was danach kommt, sich nur dann in Bräuchen und Sitten, und damit in für den Ausgräber beobachtbaren Erscheinungen manifestieren kann, wenn Menschen diese Vorstellung teilen und sich durch sie gebunden fühlen. Hier ist daher eine Gesellschaftswirkung zu erschließen, doch braucht auch sie nicht unbedingt alle anderen Bereiche zu übergreifen. Auch sie betrifft nur ein Teilgebiet dessen, was eine Menschengruppe an gleichartigen Aktivitäten entwickelt.

Es muß also Aufgabe sein, aus der archäologischen Hinterlassenschaft Formenkreise herauszuarbeiten, innerhalb derer übereinstim-

mende Merkmalkombinationen auf möglichst allen — nachweisbaren — Teilgebieten gesellschaftlichen Lebens feststellbar sind. Zusätzlich sollte ihre Wertstellung im Wechselbezugssystem, soweit möglich, geklärt sein, ehe man an die weitere Interpretation dessen geht, was eine so überprüfte „Kultur“ eigentlich bedeutet.

Es wäre jedoch voreilig, auch eine nach allen geforderten Prüfungen aufgestellte „Kultur“ einem „Ethnos“ gleichzusetzen. Denn ganz abgesehen davon, daß für alle urgeschichtlichen „Kulturen“ der Bereich der Sprache nie eindeutig erschlossen werden kann, bleibt gerade hinsichtlich des Begriffes „Ethnos“ immer offen, inwieweit ein übergreifendes „Selbstverständnis“, ein Zusammengehörigkeitsbewußtsein, quer durch mehrere „Kulturen“ gehen kann. Das will sagen: Die erschlossene engere Zusammengehörigkeit aufgrund von Sitten, Gewohnheiten usw. braucht nicht von einem „Zusammengehörigkeitsbewußtsein“ getragen zu sein; vielmehr können sich Teilgruppen verschiedener Kulturen (auch verschiedener Sprachen) als zusammengehörig empfinden und so ein Ethnos bilden, das keine Kultureinheit darstellt. Zu fragen bleibt dabei, wie lange dieses Zusammengehörigkeitsgefühl oder -bewußtsein ohne assimilierende Wirkung auf die Teilkulturen bleibt, oder wie stark die separierende Wirkung von Teilkulturen auf ein Ethnos ist.

Aus den kurzen Bemerkungen zum Begriff „Kultur“ in der Urgeschichte wird deutlich geworden sein, wie problematisch es ist, Verbreitungsgebiete solcher Kulturen ermitteln zu wollen und Grenzen zu finden. Wenn man dabei auch absieht von den Schwierigkeiten, die sich aus den Unterschieden von ehemals „lebender“, „toter“ und „ausgegrabener“ Kultur ergeben, auf die vor allem H. J. Eggers und W. Torbrügge hingewiesen haben³, stellt sich ja ganz allgemein das Problem, was denn als repräsentativ für eine Kultur angesehen werden darf. Verbreitung läßt sich nur durch Kartieren kontrollieren. Was darf und was muß man kartieren, um eine urgeschichtliche Kultur in ihrem Verbreitungsraum zu erfassen?

Gewiß darf — nach dem oben Gesagten — nicht etwa nur ein Typus als repräsentativ angesehen und kartiert werden. Auch das Kartieren mehrerer Typen dürfte nicht viel weiter führen, wenn diese im gleichen Wertigkeitsbereich liegen, etwa verhandelbare Schmuckstücke. Eher kommt man wohl zu einem Ergebnis, wenn man wiederkehrende Typen- und Befundkombinationen kartiert, oder wenn man solche Erscheinungen herausgreift, die einen höheren Stellenwert hinsichtlich

³ H. J. Eggers, Der römische Import im freien Germanien, Atlas der Urgeschichte, 1 (1951) 23 ff.; W. Torbrügge, Die Bronzezeit in der Oberpfalz (1959) 19 ff.

Gesellschaftswirkung haben und den Wechselbezug mehrerer Merkmalkombinationen verdeutlichen.

G. Kossinna war sich dieses Problems bewußt, glaubte jedoch, es einfach dadurch lösen zu können, daß er der Keramik einen hohen Stellenwert zuschrieb, da sie wegen ihrer Zerbrechlichkeit nicht verhandelt werden könne. Man weiß inzwischen von Wanderhandwerkern, man hat auch zu erkennen gelernt, daß durch Imitation von Gesehenem — bei nachbarschaftlichem Kontakt, aber auch bei weiten Reisen — selbst im Keramikbereich Typenbildung möglich ist. Keramik-Typengruppen sind daher nicht unbedingt höher zu bewerten als andere Merkmalkombinationen.

Trotzdem mag man für die frühesten Zeiten der Keramikproduktion ein Argument einführen, das aus Überlegungen resultiert, die sich auf das Problem „Kulturenbildung“ überhaupt richten. Durch sie bekommt die Keramik evtl. wieder einen besonderen Stellenwert. Wir haben die Möglichkeit, daß sich Kulturen bilden können, mit der Tradition schaffenden Gesellschaftswirkung erklärt. Dies ist leicht verständlich für eine am gleichen Ort lebende oder geschlossen wandernde Menschengruppe. Schwieriger wird die Erklärung, wenn man feststellt, daß solche Tradition schaffende Gesellschaftswirkung mehrere getrennt wohnende oder getrennt wandernde Gruppen zusammenzufassen erlaubt. Hier haben wir eine typisch menschliche Gesellschaftsform, die m. W. in der Natur nicht vorgebildet ist. Dort ist die an einen Ort gebundene oder als Einheit sich bewegende Gruppe die höchste Gesellschafts- und Organisationsform. Das gilt selbst, wo die Zahl der Mitglieder so groß wird, daß sie anonyme Gesellschaften bilden.

Das charakteristisch Menschliche an Kulturen scheint mir, daß Großgesellschaften mit getrenntem Lebensraum entstehen. Die mögliche Größe einer Gesellschaft steht in Wechselbezug zum Nahrungsangebot in einem gegebenen Raum und zur jeweiligen Wirtschaftsform. Für den Menschen müssen sich im Laufe der Entwicklung spezielle Probleme gestellt haben, die spezifische Lösungen verlangten. Eine Jäger-Sammlergruppe hatte ursprünglich eine Größe, die es erlaubte, daß jeder jeden kannte und erkannte. In ihr gab es für ein Mitglied kein Problem hinsichtlich des objektiven und subjektiven Schutzes durch die Gruppe. Für die Gruppe gab es kein Problem der Territoriumverteidigung, das über die in der Natur gegebenen Verhältnisse hinausging, solange die Gesamtbevölkerungszahl (aller getrennten Gruppen) in einem ausgewogenen Verhältnis zum Nahrungsangebot blieb.

Probleme mußten sich ergeben, wenn Bevölkerungszunahme und Raumbeschränkung zusammentrafen und härtere Konkurrenz auslösten. Man sollte annehmen, daß dies unter den extremen Bedingungen

der Eiszeit der Fall gewesen sei. Damals scheint sich jedoch eher ein Gleichgewicht eingependelt zu haben, wie es sich in der Natur immer herstellt: Bei zu geringem Nahrungsangebot wird durch Hunger die Individuenzahl einer Art so reduziert, daß das Nahrungsangebot — bei Ausweichen auf die letzten Möglichkeiten — gerade noch ausreicht.

Entscheidend könnte gewesen sein, daß der Mensch durch seine Fähigkeit zu erfinden dieses natürliche Einpendeln des Gleichgewichtes stört, verzögert, bis zu einem gewissen Grad aufhebt. Es bleibt zu untersuchen, ob etwa die spezialisierten Jäger der ausgehenden Eiszeit durch starke Bejagung bevorzugter Wildarten das Gleichgewicht zu stören begannen und gleichzeitig zu einer Bevölkerungszunahme Anlaß gaben, die in sich Krisengefahr enthielt. Ganz offenkundig ist eine solche Situation eingetreten mit dem Beginn von Ackerbau und Viehzucht. Mit beiden Zweigen der sogenannten „produzierenden Wirtschaft“ greift der Mensch — wenn anfangs auch nur vorübergehend — störend in das ökologische Gleichgewicht ein. Er verschafft sich durch Veränderung seiner Wirtschaft Vorteile, die eine Bevölkerungszunahme möglich machen. Solange der Raum ausreicht, ergeben sich keine Schwierigkeiten. Sobald jedoch die neue Wirtschaft, etwa im Bereich Getreideanbau, bei engem Klimaspielraum an die Grenzen geeigneter Böden stößt, ergeben sich die oben formulierten Probleme aus Bevölkerungsdruck bei gleichzeitiger Raumnot.

Anwachsende Bevölkerungszahl macht einerseits größere Gruppeneinheiten möglich und nötig, soweit der Arbeitsprozeß es verlangt. Begrenzter Raum andererseits erlaubt nicht, immer neue Areale zu kultivieren. Territoriumsanspruch kann nicht mehr durch Verdrängung des Schwächeren allein durchgesetzt werden, sofern dieser schon auf ungeeignetes Gebiet ausgewichen ist. Wenn Gruppen zu groß werden, um in einem Territorium rationell leben zu können, kann bei Abspaltung einer Teilgruppe zur Kultivierung neuer, getrennt liegender Flächen die Gesellschaftsbindung zur Ausgangsgruppe bestehen bleiben. Die Mitgliederzahl ist aber nun zu groß, als daß jeder jeden noch kennen oder erkennen könnte. Das getrennte Wohnen macht den Kontakt seltener, Kennen und Erkennen werden weiter erschwert. Trotzdem bleibt das Bedürfnis nach Schutz durch die Gruppe bestehen. Wie kann es wirksam werden, wenn der Einzelne den Anderen nicht mehr mit Sicherheit als zugehörig und daher als ungefährlich erkennt? Frühzeitiges Erkennen des persönlich unbekanntem Zugehörigen ist notwendig zum Ablauf der Gesellschaftsfunktionen, frühes Erkennen des Nichtzugehörigen kann lebensrettend sein.

In dieser Situation ist die Schaffung visuell und akustisch weithin erkennbarer Merkmale notwendig, die über Eigentümlichkeiten des

Körperbaus, der Haar- und Hautfarbe hinausgehen. Die Wahrscheinlichkeit ist sehr hoch, daß spätestens beim Übergang zur produzierenden Wirtschaft („neolithic revolution“), wenn nicht schon bei hochspezialisierten Jägern, akustische und visuelle Unterscheidungsmerkmale entwickelt wurden, die zur Entstehung getrennter Sprachen, von Körperbemalung, Tätowierung, Schmuck und Tracht führten. Abgesehen von der religiösen Bedeutung, die der Bemalung, der Tätowierung, gewissen Schmuck- und Trachtteilen zugeschrieben werden kann, scheint es wichtig, daß diese Erscheinungen einen hohen Schutzwert besaßen. Die religiöse Bedeutung mag ursprünglich in engem Bezug zum Schutzwert stehen.

Sieht man diese Koppelung von „Unterscheidungsmerkmalen“ und einer vom Menschen selbst geschaffenen besonderen ökologischen Situation, darf man bestimmten Schmuckformen, Ornamenten usw. einen ursprünglich hohen Stellenwert geben. Eine „Kulturenbildung“ war insofern eine notwendige Folge von neuen Gesellschaftsformen, eben jenen, die erst die Grundlage für höhere Organisationsformen bildeten. Unterscheidungsmerkmale durften nicht willkürlich übertragen oder übernommen werden.

Für den Archäologen besteht die große Schwierigkeit darin, daß er die Mehrzahl der hier beschriebenen Unterscheidungsmerkmale nicht findet, da sie nicht erhalten sind. Weder Körperbemalung noch Tätowierung, noch auch die meist aus organischen Stoffen bestehenden Schmuck- und Trachtelemente überdauern die Zeit. Aber man wird überlegen dürfen, ob nicht Ornamente, die zur Unterscheidung von Menschengruppen, von Gesellschaften, entwickelt wurden, ein solches Gewicht bekamen, daß sie die Vorstellung von Ornament schlechthin zunächst überall da bestimmten, wo ein Anreiz vorhanden war, Ornament anzubringen. Das mußte der Fall sein, wo ein neuer bildsamer Werkstoff in Gebrauch genommen wurde.

Mit der sich ausdehnenden Vorratswirtschaft des Neolithikums auf der Basis von Ackerbau und Viehzucht kommt — scheinbar schlagartig — Keramik in Gebrauch. Und zwar tritt sie von Anfang an in einer Vielfalt von Formen und Verzierungen auf, daß man nicht nur die schöpferische Kraft vieler verschiedener Individuen und von ihnen geschaffener Produktionszentren bestaunen muß, sondern eben wohl fragen darf, ob nicht in den Verzierungen — wenigstens anfänglich — die Tradition der Unterscheidungsmerkmale fortlebt. Gestehen wir das — als Hypothese — einmal zu, dann gewinnt für die „frühneolithischen Kulturen“ die verzierte Keramik einen hohen Stellenwert. Inwieweit das für jüngere Zeiten noch gilt, müßte fallweise untersucht werden. Hier sei es erlaubt, diesen Gedanken am Beispiel der Linear-

bandkeramik (LBK) in Mitteleuropa weiterzuführen. In ihr haben wir zugleich eine Kultur, für die wir aus so vielen Aktivitätsbereichen der „lebenden Kultur“ Zeugnisse haben, daß sie sich wie kaum eine andere als Musterbeispiel eignet.

Der Formenkreis der Linearbandkeramik (LBK) wurde nach der mit eingeritzten Bandmustern verzierten Keramik aufgestellt und benannt⁴. Die Muster setzen sich aus Spiralen und Mäandern und deren Derivaten zusammen, hinzu tritt ein umlaufendes Winkelband. Eine erste vollständige Verbreitungskarte wurde von W. Buttler erstellt. Sie liegt unserer Abb. zugrunde. Es wurden alle Fundorte kartiert, von denen die charakteristische Keramik bekannt ist. Die als Kristallisationspunkt für einen Formenkreis gewählte Keramik wurde somit auch stellvertretend für diesen Formenkreis und die aus ihm interpretierte Kultur gewertet. Es gilt, die Berechtigung dieses Vorgehens zu überprüfen, indem wir verfolgen, welche anderen Kulturmerkmale mit der Keramik gekoppelt sind, und ob sie in jedem der sich abzeichnenden Verdichtungsräume vertreten sind. Denn nur in dem Fall können wir annehmen, daß das Kartenbild die Verbreitung der Kultur und nicht nur die von Einzelmerkmalen spiegelt.

Mit der durch eine spezielle feine Tontechnik gekennzeichneten verzierten LBK ist eine grobe Ware gekoppelt, aus der Großgefäße, offenbar zum Aufhängen bestimmte Vorratsbehälter, regelrechte Fässer hergestellt sind. Sie kommt in allen Fundkomplexen vor, und zwar in einer erstaunlich geringen Variationsbreite von Form und Ausstattung.

Charakteristisch ist ferner Steingerät: Ein aus Amphibolit geschliffenes asymmetrisches Beil (Schuhleistenkeil, Flachhacke, Dechsel), das, nach Versuchen zu schließen, am ehesten zur Holzbearbeitung gedient haben könnte. Es ist im gesamten Verbreitungsgebiet vertreten, und zwar wurde fast überall das offenbar gehandelte gleiche Gestein zur Herstellung verwendet. Möglicherweise wurden fertige Beile aus den Gebieten des Gesteinvorkommens gleichmäßig verbreitet.

Mahlsteine und Reiber aus verschiedenen Sandsteinen u. ä., die zum Zerkleinern von Getreide dienten, haben keine spezifische Form, kommen aber — zugleich Wirtschaftsindikator — in allen Fundkomplexen reichlich vor. Da abhängig von Erhaltungsbedingungen, ist das Getreide selbst seltener nachweisbar, doch sind genügend Kornabdrücke in Keramik vorhanden, um zu beweisen, daß den Herstellern der LBK Emmer und Gerste bekannt waren⁵.

⁴ Erste Gesamtdarstellung für Deutschland; W. Buttler, Der donauländische und der westische Kulturkreis, in: Handbuch der Urgeschichte Deutschlands, 2 (1938).

Die Bedeutung des Getreidebaus und seine gleichmäßige Verbreitung im Gesamtgebiet der LBK geht auch aus der Häufigkeit der Sichelklingen hervor. Während bei der Verwendung von Silex als Werkstoff auffällt, daß — im Gegensatz zum Handel mit Amphibolit — der jeweils am leichtesten zugängliche Rohstoff gewählt wurde (belgischer Kreidefeuerstein am Niederrhein, Quarzit in Hessen, Jaspis und Hornstein in Juranähe), und ausgesprochene durch Merkmalkombination erfaßbare Typen im Feuersteingerät fehlen, ist das Vorkommen von Sichelklingen signifikant: Klingen verschiedenster Form, mit und ohne formgebende Bearbeitung, tragen den so markanten Glanz, der verrät, wie die Klingen in der ehemaligen Holzschäftung eingesetzt waren, und wie intensiv Halme kultivierter Grasarten geschnitten worden sein müssen. Der Form nach atypische Klingen aus Silex werden durch die Tatsache ihrer Verwendung in Kompositsicheln somit zum Kulturmerkmal, das in keinem größeren Fundkomplex fehlt.

Der Bestand an beweglichen Funden des Formenkreises wäre damit schon erschöpft, wenn nicht einige negative Beobachtungen angeführt werden könnten. Geräte aus Knochen sind selten, ebenso wie Knochen überhaupt. Von hier aus kann die Frage nach der Wirtschaft erneut und verfeinert gestellt werden. Da die Mehrzahl der Funde aus Eintiefungen in die Erde (Gruben) stammt, die mit der Siedlungstätigkeit zusammenzubringen sind, muß man folgern: Entweder wurden Tiere überhaupt relativ wenig gehalten, geschlachtet und verzehrt, oder die gesamte Viehhaltung bis zum Zerteilen des Schlachtviehs erfolgte außerhalb der Siedlung. Eine Analyse der Tierknochen ergab, daß Rind, Schwein, Schaf bekannt, aber nicht häufig waren. Wild kommt fast überhaupt nicht vor. Während daher Beweise für Getreideanbau sehr gut waren, sind sie für Viehzucht viel geringer, für Jagd gleich Null⁶.

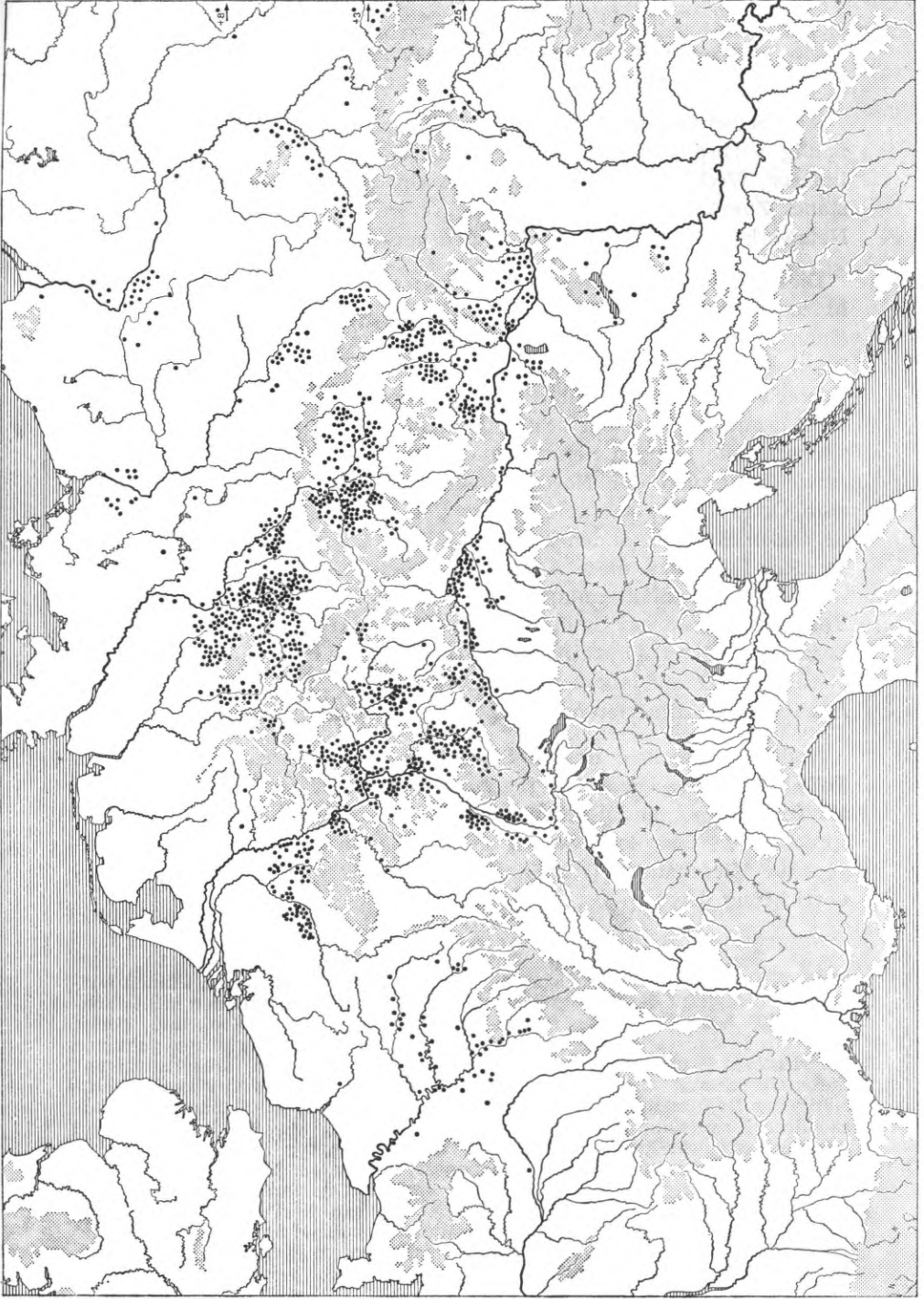
Damit paßt zusammen, daß in der LBK Waffen fehlen. Pfeilspitzen (auch sog. „Querschneider“), die für mesolithische Jäger und Sammler geradezu Leitfossil sind, schienen ganz zu fehlen. Inzwischen ist ihr Nachweis in Einzelfällen gelungen. Dies beweist im quantitativen Gegensatz zur riesigen Zahl der Fundstellen nur, daß Pfeilspitzen Ausnahme sind und im Einzelfall eben besonderer Erklärung bedürfen⁷.

Hinzukommt, daß auch im übrigen Steingerät jede Form fehlt, die Nur-Waffe gewesen sein könnte. Der „Schuhleistenkeil“ kann Auch-

⁵ H. Jankuhn et al., Vor- und Frühgeschichte vom Neolithikum bis zur Völkerwanderungszeit, Deutsche Agrargeschichte, Hrg. G. Franz, Band 1 (1969) 210 f. (U. Willerding).

⁶ Acta Praehistorica et Archaeologica 2, 1971, 119 (B. Sielmann).

⁷ Studien aus Alteuropa 1 (1964) 68 ff. (C. Ankel).



Waffe gewesen sein, der gelegentlich gefundene „Keulenkopf“ könnte auch als Grabstockbeschwörer interpretiert werden.

Alle bisher genannten positiven und negativen Merkmale sind gleichmäßig verbreitet und machen deutlich, daß hier ein recht starker innerer Wechselbezug zwischen verschiedenen Lebensbereichen bestand. Zumindest ist die verzierte Keramik in ein klar erkennbares Netzwerk von Wirtschaftsmerkmalen verknüpft.

Dies wird augenfälliger, wenn man die Eigenarten der Siedlung hinzunimmt. Die Leute der LBK lebten in Dörfern, die zumindest einen normierten Haustyp besaßen: Ein fünfschiffiges Langhaus (bis 36 m), massiv aus Baumstämmen von bis zu 40 cm Durchmesser errichtet und stets mit der in der Wandkonstruktion verstärkten Schmalseite gegen Nordwesten gestellt. Flechtwerkwände mit Lehmverputz schlossen die übrigen Seiten. Von Siedlung zu Siedlung wechselt die Abweichung von der Nordwestrichtung, doch sind mehrere Häuser eines Ortes immer erstaunlich parallel erbaut⁸. Die in sich parallel liegenden Häuser können zu einer Besiedlungsphase zusammengefaßt werden. Läßt man diese Auslegung gelten, ist damit der Beweis für wiederholte Siedlungsanlage nach Plan am gleichen Platz geliefert. Von Westungarn bis Südholland und ins Pariser Becken sind — wo immer genügend sorgfältige Ausgrabungen durchgeführt wurden — diese „nach Plan“ angelegten Siedlungen aus Großbauten gesichert. Auch sie sind integrierendes Kulturmerkmal der LBK.

Andere Bauformen in den Siedlungen sind wenig charakteristisch. Teils können sie — wie etwa regelmäßige Gruppen von Dreierpfosten — als Teile unvollständig erkannter oder erkennbarer Großbauten angesprochen werden, teils waren es wohl dem jeweiligen Zweck angepaßte Kleinbauten (Hütten, Schuppen, Arbeitsplätze mit Schutzvorrichtung usw.).

⁸ 33. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1943-50 (1051) 89 ff. (E. Sangmeister); Versuche, die in allen bisher publizierten Plänen zufällige Parallelität der Hausgrundrisse wegzudiskutieren, scheinen nicht stichhaltig (P. J. R. Modderman, *Linearbandkeramik aus Elsloo und Stein*, *Analecta Praehistorica Leidensia III* (1970) 202 ff.). Das Verfahren geht von der richtigen Beobachtung aus, daß Gruben parallel zu den Hausgrundrissen, diesen funktional zugeordnet werden dürfen, ihr Inhalt daher grob gleichzeitig der Benutzung der Häuser sei. Zweifelhaft ist jedoch häufig die tatsächliche Zuweisung. Kritisch wird es, wenn gerade die Funde vom Grund der Gruben nicht geborgen wurden, statt dessen aber Streufunde aus bewegter Erde oberhalb der Gruben gezählt wurden. Vollends fragwürdig ist die Zuweisung von insgesamt sehr wenigen Scherben zu einem typologischen System, dessen Stufenfolge keineswegs gesichert ist. Die Ablehnung erfolgt daher aufgrund der Tatsache, daß die zugewiesenen Grubeninhalte parallel liegender Häuser (bis zu 20 Scherben) nicht die gleiche Stufe eines typologischen Systems vertreten.

Alle Versuche, die Großbauten weiter zu deuten, etwa ob für eine Großfamilie, eine Sippe, mehrere Kleinfamilien, eine Kleinfamilie mit Vieh usw. gedacht, mußten bisher spekulativ bleiben, da in allen bekannten Fällen die alte Oberfläche erodiert ist und daher nichts über Inneneinteilung, Zahl und Lage der Feuerstellen, Arbeitsplätze usw. gesagt werden kann. Daher besteht auch wenig Klarheit über die soziale Organisation, so bestechend auch D. Clarkes Modellversuch ist⁹.

Für unsere Zwecke ist schon viel gewonnen, haben wir doch für die Verfertiger und Benutzer der LBK nun eine Fülle von Hinweisen, um uns den Grad ihres gegenseitigen Kontaktes, die Intensität der bei ihnen herrschenden Gesellschaftswirkung zu erschließen. Das Bild dieser in festen, geplant angelegten Siedlungen wohnenden, Ackerbau, ein wenig Viehzucht, aber keine Jagd betreibenden Bevölkerung wird noch deutlicher, wenn man B. Sielmanns Beobachtungen über die Auswahlkriterien für Siedlung und Ackerfläche heranzieht¹⁰. Dörfer der LBK liegen auf bestimmten Böden (Löß, Schwarzerde u. ä.), jeweils am Rand zu Auen mit Wasser und Auwald; sie befinden sich innerhalb klimatischer Regionen, in denen ein Optimum an Niederschlag, Sommertagen, mittlerer Temperatur usw. herrscht, ein Optimum, wie es zum ertragreichen Anbau von Emmer und Gerste bei reinem Regenfeldbau ohne Regenerierung der Felder durch Brache oder Düngung nötig ist. Nicht nur wurde das einzelne Dorf nach Plan angelegt, man suchte vielmehr auch optimale Bedingungen für den mit Priorität betriebenen Getreidebau. Will man nicht jedem Mitglied der Gemeinschaft die dafür nötigen Kenntnisse zubilligen, wird man — wie für die Planung der Siedlung — an eine Institution denken, die für beides zuständig war. Weiter kann unser Schluß auf die Organisation nicht gehen.

Das aus den Siedlungen bekannte Bild wird durch den Befund zugehöriger Gräber erweitert. Zwar sind Gräberfelder viel seltener, aber doch aus dem gesamten Verbreitungsgebiet belegt¹¹. Bei den Gräbergruppen fällt auf, daß die Zahl der Bestatteten nicht im rechten Verhältnis zur Zahl der Bewohner der mehrfach umgebauten oder wiederholt an gleicher Stelle neu angelegten Siedlung steht. Wenn man die Deutung der mehrfachen Neuanlage der ganzen Siedlung übernimmt, muß auf Zwischenphasen des Wüstliegens geschlossen werden. Bei jeder Neuanlage mag ein neuer Friedhof begonnen worden sein. Zwar kennen wir zu den meisten Dörfern nicht einmal einen Friedhof, aber

⁹ D. Clarke, *Models in Archaeology* (1972) 20 ff.

¹⁰ Anm. 6. 65 ff.

¹¹ D. Kahlke, *Die Bestattungssitten des Donauländischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit, Teil I. Linienbandkeramik* (1954).

die geringe Zahl der Bestatteten würde zu einer kurzen Siedlungsphase besser passen.

Außer Keramik und Steingerät ist den Toten vor allem Schmuck beigegeben, fast ausnahmslos Ringe, Perlen und Anhänger aus fossiler Spondylusmuschel¹². Der Handel mit dem Rohstoff Spondylusmuschel wie der mit Amphibolit für Steingerät ist das einzige Zeichen für Kontakt über weitere Räume, doch mag selbst hier an Weitergabe von Siedlung zu Siedlung gedacht werden.

Die Toten sind — ausgenommen einige in der Siedlung Bestattete — in Flachgräbern in Hockerlage beigesetzt. Totenlage und -ausstattung ist im ganzen Verbreitungsgebiet gleich, in jeder Fundpunktkonzentration mit mehreren Beispielen belegbar. So darf man auch eine einheitliche Einstellung zum Toten konstatieren, einen weiteren Brauchbereich, der dazu nicht, wie manches im Wirtschaftssystem, durch eine uns heutigen ohne weiteres erkennbare Notwendigkeit bedingt ist.

Dies gilt noch für eine letzte Erscheinung; in der LBK treten zwei Formen auf, die als „Idole“ gedeutet werden: Es gibt einige aus Ton geformte stilisierte Menschenfigürchen¹³, die mit Mustern der LBK so verziert sind, als seien sie mit verziertem Stoff umwickelt oder trügen die Muster aufgemalt. Als seltene Einzelstücke finden sie sich in Siedlungen ebenso wie Tiergefäße¹⁴. Das sind ovale Behälter, an die vier Beine, ein Kopf und ein Schwanz angesetzt sind. Es handelt sich nur um Rinddarstellungen. Die Vorstellung, daß Menschenfigur und Tiergefäß irgend etwas mit einem Kult zu tun haben könnten, ist nicht von der Hand zu weisen. Alle Versuche mehr auszusagen, wären reine Spekulation. Allenfalls wäre das negative Argument zu betonen: Wild- oder andere Haustiere werden nicht abgebildet.

Betrachten wir jetzt die Verbreitungskarte erneut, sagt sie mehr: Jede Verdichtung von Fundpunkten in bestimmten Teilräumen spiegelt den Siedlungsraum einer Menschengruppe, die während mehrerer hundert Jahre (ab Mitte 5. Jt. v. Chr.) in Mitteleuropa ein nach offenbar streng gewahrten Traditionen ablaufendes, in fast allen Aktivitäten geregeltes Bauerndasein führte. Freilich müssen wir zugeben, daß das Gebilde etwas noch schwer Faßbares hat; es handelte sich ja um eine Einheit, die sich ständig veränderte, der neue Mitglieder zuwachsen, andere wegstarben; die Bevölkerungszahl muß geschwankt haben, es müssen sich aber auch die Gewohnheiten allmählich gewandelt haben, Prozesse dürften abgelaufen sein, die wir im einzelnen

¹² Anm. 4. Taf. 2 oben; jüngere Entdeckungen: Archäologisches Korrespondenzblatt 3, 1973, 399 ff. Taf. 76 (U. Osterhaus, R. Pleyer).

¹³ z. B. Prähistorische Zeitschrift 38, 1960, 172 Abb. 9 - 11 (M. Quitta).

¹⁴ z. B. Germania 43, 1965, 2 Abb. 1 Taf. 1 (C. Ankel, W. Meier-Arendt).

nicht verfolgen können. Die Verbreitungskarte ist zu sehen wie die Projektion einer Wolke auf die Erde: Veränderungen in der Höhe (Zeit) sind nicht erkennbar, solche im Raum nur, wenn es uns gelingt, jedem Fundort einen genaueren Platz in der Dauer der LBK zu geben.

Es würde in diesem Zusammenhang zu weit führen, wollten wir die Veränderungen innerhalb der LBK hier verfolgen. Es gibt weiterführende Ansätze, aus der stilistischen Veränderung der Keramikverzierung Schlüsse auf die Zeitstellung zu ziehen¹⁵; was wir davon in unserem Zusammenhang brauchen, soll später erörtert werden. Vorerst wäre noch die Frage nach der Entstehung der LBK zu stellen.

Es ist ausgeschlossen, daß alle Kulturmerkmale in Mitteleuropa entwickelt werden konnten, zumindest das Getreide mußte von außen übernommen (oder mitgebracht?) werden. Denn Wildformen für Emmer und Gerste kamen in Europa nicht vor, konnten also auch nicht unabhängig kultiviert werden. Andererseits muß sich die LBK in der beschriebenen Form innerhalb des Verbreitungsgebietes formiert haben. Sie kann nicht „fertig“ von außen gekommen sein, weil es sie außerhalb nicht gibt. Das klingt banal, muß aber ausgesprochen werden, weil Prähistoriker immer wieder Kulturen einwandern lassen. Unsere Arbeitsweise läßt gerade die Aussage, eine Kultur sei eingewandert, von anderswoher gekommen, nicht zu. Denn wenn wir — wie hier für die LBK — auf einer Verbreitungskarte die Fundpunkte aller Merkmale eintragen, dann ergibt sich daraus eben die Verbreitung der definierenden Merkmalkombination; außerhalb des Gebietes kann es sie nicht geben, denn mit jedem Neufund wird auch das Gebiet neu bestimmt.

Die Konsequenzen dieser Feststellung sind wichtig: Ich darf zwar Einzelmerkmale als von außen gekommen erklären (Einfluß, Import mit und ohne Zuwanderung), aber der Merkmalkomplex, der sich als Ergebnis von Gesellschaftswirkung, unterscheidbar von anderen, gebildet hat, muß innerhalb des Verbreitungsgebietes zustande gekommen sein. Ob im ganzen Gebiet oder in einem Teilraum, bleibt offen. Quitta und Sielmann haben sich mit der Frage befaßt¹⁶; beide kommen zu dem Schluß, daß die Körös-Starčevo-Kultur viele Einzelmerkmale beige-steuert hat, daß die LBK-Kultur sich aber erst nordwestlich von deren Verbreitungsgebiet gebildet haben kann. Daß das im angrenzenden westslowakisch-westungarischen Raum geschah, ist Schätzung auf-

¹⁵ W. Meier-Arendt, Die bandkeramische Kultur im Untermaingebiet (1966) 57 ff.; M. Dohrn-Ihmig, Untersuchungen zur Bandkeramik im Rheinland (1974) 125 ff.

¹⁶ Vgl. Anm. 13. 1 ff.; H. Schwabedissen (Hrg.) Fundamenta A 3 Va (1972) 51 ff. (B. Sielmann).

grund der Vorstellung, daß aus Nachbarschaftskontakt und Assimilation einheimischer Jäger-Sammler der Prozeß begann. Wenn wir aber Auswanderung einer „Aussiedlergruppe“ aus dem Körös-Bereich annehmen, kann der Assimilationsprozeß auch in weiter entfernten Räumen begonnen haben.

In diesem Falle wäre das mitgebrachte Kulturgut der „Aussiedlergruppe“ quantitativ so gering gewesen, daß es für den Archäologen praktisch unauffindbar bleibt. Schon nach wenigen Generationen hätte eine Eigenständigkeit Platz gegriffen, deren Produkte als unabhängige Kultur beschreibbar wurden. Nach unserer oben geäußerten Meinung vom Stellenwert der Ornamentik wäre der Vorgang jedoch nicht ganz verständlich. Zwar gibt es die Spirale in der Starčevo-Keramik, aber die gesamte Musterauffassung ist so verschieden, daß das Trennende stärker ins Auge fällt als Verbindendes. Nicht auszuschließen ist allerdings, daß Aussiedler, die unter geänderten Bedingungen ihr neues System entwickelten, auf Unterscheidbarkeit Wert legten und eine eigene Ornamentik schufen. Denkbar wäre aber auch ein Assimilierungsprozeß dergestalt, daß die eigentlichen Träger der späteren LBK assimilierte Jäger-Sammler waren, die ihre Ornamenttradition einbrachten und auf Keramik übertrugen, vielleicht auch Erfahrung im Holzbau beisteuerten, wie die Körös-Leute Getreide, Sichel, Keramik.

Dem scheint zu widersprechen, daß die Bandkeramiker anthropologisch als grazil-mediterran beschrieben werden¹⁷, also einer Rasse angehören, die zumindest bisher aus dem voraufgehenden Mesolithikum nicht nachgewiesen ist. Das spricht für Einwanderer. Aber kennen wir denn die gesamte LBK-Bevölkerung? Könnte es sich bei den im Friedhof Bestatteten etwa nur um die Einwanderer und deren Nachkommen, eine Art Oberschicht handeln? Übte die Masse der assimilierten Jäger-Sammler eine Bestattungssitte, deren Nachweis dem Archäologen nicht möglich ist? Rührt daher die verhältnismäßig geringe Zahl von Gräbern und ihr Überwiegen in der typologischen Anfangsphase der LBK¹⁸?

Wie dem auch sei, die Verbreitungskarte dieser Kultur muß auch den gesamten Ausbreitungsvorgang mitenthalten, sie muß daher auch Aktion wiedergeben, wo wir nur Zustand sehen. Es ist die Karte einer Kultur, in der die Wechselbeziehungen der Merkmale — aus archäologischer Sicht — optimal gegeben ist. Sie eignet sich daher auch gut, nun das Problem der „Kulturgrenze“ anzugehen.

¹⁷ 33. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1943 - 1950 (1951) 2 ff. (K. Gerhardt).

¹⁸ Germania 51, 1953, 398 (E. Sangmeister).

Es ist wohl angebracht, gleich darauf hinzuweisen, daß das Wort „Grenze“ hier in unzulässiger Weise verwendet wird. Alles bisher Gesagte sollte deutlich gemacht haben, daß wir es nicht mit Grenzen im historischen Sinne zu tun haben. Es kann sich in keinem Fall um in irgendeiner Form rechtlich oder vertraglich festgelegte Linien handeln. Was wir mit „Kulturgrenzen“ allein meinen können, sind Linien, die sich aus der Verbindung extrem liegender Verbreitungspunkte gewinnen lassen. Am besten sollte das Wort „Grenze“ überhaupt vermieden werden. Wir könnten von Verbreitungsräumen sprechen, innerhalb derer Verdichtungscentren und Bereiche dünnerer Streuung zu unterscheiden wären. Selbst auf Versuche, Grenzlinien zu finden, sollte man ganz verzichten, da sie den Blick für die urgeschichtlichen Gegebenheiten verstellen könnten.

Das gilt verstärkt für jene Verbreitungsbilder, die nicht an einem so kompletten Beispiel wie dem der LBK gewonnen wurden. Und selbst für diese gilt es: Denn wenn wir jedes einzelne Merkmal der als „Kultur“ gedeuteten Merkmalkombination kartieren, ergibt sich für jedes Merkmal ein anderer Linienverlauf bei Verbindung extrem liegender Verbreitungspunkte. Zwar werden — wie bei der LBK — die meisten Linien um einen Mittelwert oszillieren, aber sie werden damit doch erst den Raum verdünnter Fundpunkte umschreiben und eben das Ausfransen des Verbreitungsbildes deutlich machen.

Selbst wo wir sagen können, daß nicht Forschungsstand oder ähnliche sekundär hinzutretende Auswahlkriterien das Kartenbild mitbestimmen, wo wir also annehmen dürfen, das Bild der ehemaligen Kultur getreu gespiegelt zu finden, dürfen wir kaum etwas anderes erwarten als solche Oszillationsstreifen. Dazu sei etwa an die Karten des Deutschen Sprachatlas erinnert, die das gleiche Phänomen zeigen, z. B. bei der Abtrennung des Niederdeutschen, kartiert nach repräsentativen Wörtern. Auch dort geht es ja um kartographisches Festhalten kultureller Erscheinungen, für die es keine vertragliche Abgrenzung gibt.

Für die urgeschichtliche Archäologie ist es noch aus einem anderen Grunde bedeutsam, dieses „offene“ Bild von Kulturverbreitung vorzuziehen. Es macht deutlich, daß die kartierten Merkmalkombinationen innerhalb des Verbreitungsgebietes nicht allein vertreten zu sein brauchen. In Lücken im Verbreitungsbild können andere gleichzeitige Erscheinungen eingelagert sein. Das gilt um so eher, wenn es sich um Erscheinungen solcher kultureller Einheiten handelt, die miteinander nicht konkurrieren. Neben hochorganisierten Ackerbauern mit sehr spezialisierten Ansprüchen an Boden und Klima können sehr wohl in den von ihnen nicht beanspruchten Teilräumen Jäger-Sammler woh-

nen, sofern sie eben nicht zur Gefahr werden. Aber auch bei gleichem Wirtschaftssystem können Gruppen verschiedener Tradition durcheinander siedeln, solange das Raumangebot keinen Konflikt aufkommen läßt. Diese Möglichkeit wird bei der Interpretation urgeschichtlicher Karten immer wieder ausgeschlossen; ja aus der weitgehenden Deckung zweier Verbreitungsbilder wird auf chronologische Ungleichheit geschlossen, weil zwei Traditionen im gleichen Raum gleichzeitig nicht vorstellbar seien. Dabei bieten Ethnologie und Geschichte genügend Beispiele dafür.

Wenn wir daher im Folgenden nun Verbreitungsbilder miteinander vergleichen wollen, dann mit dem Ziel, auf eine Erscheinung aufmerksam zu machen, die bei näherer Untersuchung vielleicht ein ganz eigenes Gewicht erhalten kann. Es geht um die Beobachtung, daß sich gewisse charakteristische Verbreitungsbilder, d. h. die Lage von Verdichtungsräumen, von Verdünnungszonen mit Oszillationsbändern im Verlauf der urgeschichtlichen Entwicklung auffallend wiederholen.

Freilich können nur solche Verbreitungsbilder untereinander verglichen werden, bei denen zumindest die Forderung halbsehnlicher Siedlungsweise der Kulturträger erfüllt ist. Das heißt für Mitteleuropa: Maßstab des Vergleichs sollte die vorgeführte Verbreitungskarte der LBK sein, die der ältesten mitteleuropäischen Kultur mit ortsfester Siedlung. Sie läßt nun verschiedene Verdichtungsräume erkennen, für die wir die Entstehung glauben belegen zu können: Die strengen Auswahlkriterien begrenzten eine Ausweitung. Sielmann konnte nun wahrscheinlich machen, daß im Laufe der Entwicklung in der LBK der Siedlungsraum doch ausgeweitet wurde unter Aufgabe einzelner Auswahlkriterien bei gleichzeitiger Veränderung der Wirtschaft durch zunehmende Viehzucht und gelegentlich stärkere Einbeziehung der Jagd. Trotzdem wird — um nur den südlichen westdeutschen Raum näher zu betrachten — das Gebiet nicht auf Räume westlich der Vogesen ausgedehnt, der Hochrhein wird nach Süden kaum überschritten.

Wenn man die Veränderung der Keramikverzierung als Indiz einer Entwicklung in der Zeit nehmen kann¹⁹, dann bilden sich in den drei wichtigsten Siedlungskammern des Südwestraumes drei gleichzeitige Lokalstile heraus im Neckarland, im Neckarmündungsgebiet beiderseits des Rheins und am südlichen Oberrhein. Die einzelnen Teilgebiete standen — ablesbar an charakteristischen Eigentümlichkeiten — weiter untereinander in Kontakt, wobei der Schwarzwald offenbar umgangen wurde. Das scheint wichtig, weil hier der Schwarzwald

¹⁹ Vgl. Anm. 15.

— obwohl gewiß siedlungsfeindlich wie die Vogesen — hinsichtlich des Verkehrs eine andere Rolle spielte als Vogesen und Hochrhein. Innerhalb und randlich zu den Siedlungskammern blieb genügend Raum für andere Menschengruppen, die nicht in das Kultursystem LBK integriert waren. Auch südlich und westlich dürfen wir uns das Nachbargebiet nicht unbewohnt vorstellen.

Vergleichen wir dazu das Verbreitungsbild der nächsten neolithischen Kultur, der sog. „Großgartacher“²⁰. Für sie gilt ähnlich: Vogesen und Hochrhein werden nicht überschritten, verstärkt belegt ist der Hegau am westlichen Bodensee. Im Norden stellt Pfalz-Rheinhessen den nördlichen Schwerpunkt im Südwesten. Aber ungleich der LBK gibt es weiter im Osten keinen Verdichtungsraum. Einzelpunkte am Westrand des Nördlinger Rieses zeigen an, daß Kontakt bestand. Weiter östlich findet sich als Nachfolger der LBK eine andere Kultur (Stichbandkeramik).

Es muß — unter Rückgriff auf das oben über Kulturräume allgemein Gesagte — betont werden, daß sich „Großgartach“ nur innerhalb des Verbreitungsraumes gebildet haben kann. Wenn eine Mitwirkung von außen bestand, dann nur in der Form, daß Einzelmerkmale übernommen wurden. Der Verbreitungsraum deckt sich auffällig mit dem der drei Teilgruppen der LBK. Vor allem respektiert er die westliche und südliche „Grenze“.

Die gleiche Beobachtung machen wir bei den beiden folgenden „Kulturen“, der Rössener²¹ und der Michelsberger²². Auch sie vertreten noch das Kulturstadium Neolithikum, doch dürfte sich bei ihnen der in der jüngeren LBK eingeleitete Prozeß der Wirtschafts Anpassung fortgesetzt haben: Man entwickelt eine echte Agrar-Mischwirtschaft und kann dementsprechend unterschiedlichere Böden, Gelände- und Klimatalagen verwerten. „Rössen“ und „Michelsberg“ bevorzugen nun eher auch hoch gelegene Regionen, legen geradezu „Höhensiedlungen“ an. Dadurch ergeben sich gewisse Verschiebungen bei den Siedlungskammern, ihre Gesamtlage bleibt die gleiche. Wie schon bei „Großgartach“ geht die geschlossene Verbreitung im Osten nicht über den Westrand des Rieses hinaus, im Westen finden sich jenseits der Vogesen nur Einzelmerkmale beider Komplexe. Nur nach Norden gibt es weitere Verdichtungsräume: Im Gegensatz zu „Großgartach“, dessen

²⁰ H. Schwabedissen (Hrg.) Fundamenta A 3 Va (1972) 234 Abb. 70 (K. Goller).

²¹ K. Goller ebd. 239 Abb. 71.

²² 48. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1967 (1968) 1 ff.; 107 ff. Taf. 97 - 100 (J. Lüning); differenzierter dazu etwa: 50. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1969 (1971) Abb. 46 Karte 6 (J. Lüning).

nördlichster Schwerpunkt in der Wetterau lag, greifen „Rössen“ und „Michelsberg“ bis zur Kölner Bucht, nach Westfalen und Mitteldeutschland aus.

Interessant wird die Verbreitung im Süden: Auch „Rössen“ finden wir am westlichen Bodensee verdichtet, und zu „Michelsberg“ bildet sich gar eine lokale Parallelgruppe in der „Pfyner“ Kultur der Ostschweiz²³. Damit zeigt sich ein von LBK nur schwach besetztes Gebiet als dadurch charakterisiert, daß es jetzt eine Eigenständigkeit erkennen läßt: Zu den drei LBK-Teilräumen kommt ein vierter. Südwestlich davon ist nun aber die Situation anders: Die Westschweizer „Cortailod-Kultur“²⁴ und Chasséen in Ostfrankreich²⁵ lassen sich geradezu als Kontrast zu Rössen-Michelsberg-Pfyn kartieren. Dabei ist die Gleichzeitigkeit durch Kontakt- und Austauschfunde, sowie zeitweise durch Dendrochronologie belegt²⁶. Konnten wir bei der LBK noch sagen, daß neben und zwischen ihr noch Jäger-Sammler leben sollten, und daß das speziell für ganz Ostfrankreich und die Schweiz zu gelten habe, so haben wir jetzt ganz sicher das Konkurrieren mehrerer unterscheidbarer Menschengruppen mit ähnlicher Wirtschaft, aber verschiedener Tradition. Die Oszillationszonen der Karten gewinnen stärker den Wert von Grenzbereichen.

Will man den Vergleich in jüngere Zeiten weiterführen, muß man sich bewußt sein, daß es mit fortschreitender Differenzierung der Organisation auch schwieriger wird, repräsentative Erscheinungen zu kartieren. Die archäologisch auffälligen Merkmale brauchen nicht auch die wirklich relevanten zu sein. Das gilt besonders dann, wenn nicht mehr — wie bis zu diesem Punkt — Merkmale aus den verschiedensten Aktivitätsbereichen zur Verfügung stehen, sondern etwa nur noch Grabfunde; oder wenn Indizien darauf hinweisen, daß wir es bei einer Kultur gar nicht mit der Hinterlassenschaft einer seßhaften Bevölkerung, sondern mit beweglichen Spezialistengruppen zu tun haben²⁷.

²³ Vgl. Anm. 22 J. Lüning (1971) Abb. 46 Karte 6; man vgl. dazu J. Winiger, Das Fundmaterial von Thayngen-Weier im Rahmen der Pfyner Kultur (1971) 93 Abb. 7.

²⁴ J. Winiger Anm. 23 (1971) 117 Abb. 13 und 14; V. von Gonzenbach, Die Cortailod-Kultur in der Schweiz (1949); W. Drack (Hrsg.) Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz 2. Die Jüngere Steinzeit (1969) 65 Karte.

²⁵ G. Bailloud, P. Mieg de Boofzheim, Les civilisations néolithiques de la France (1955) 86 ff.; 109 Taf. 46; Annales Littéraires de l'université de Besançon 107 (1970) 99 Abb. 50 (P. Petrequin). In Ostfrankreich scheint sich noch eine besondere Erscheinung auszubilden, die bisher nur an Steingerät zu fassen ist. Man vergleiche für unseren Zusammenhang etwa noch Karte 52 bei P. Petrequin.

²⁶ Anm. 23: J. Winiger (1971) 13 ff.; 19.

²⁷ E. Sangmeister, Sozial-ökonomische Aspekte der Glockenbecherkultur, Homo 72, 1972, 188 ff.

Kartierungen solcher „Kulturen“ brauchen kein vergleichbares Bild abzugeben. Aber man wird aufmerksam werden können, wenn z. B. „Schnurkeramik“ nur in Nordbaden-Südhessen faßbar wird, in den eigentlichen südwestdeutschen Siedlungskammern fehlt, aber südlich des Hochrheins in der Schweiz ein Verdichtungszenrum besitzt und in Ostfrankreich — gemessen am Forschungsstand — überraschend klar belegt ist²⁸. Hier kann am Negativbild ein Kulturraum erkannt werden, der uns seit dem Beginn der Jungsteinzeit in erstaunlicher Ähnlichkeit mehrfach begegnete.

Es konnte herausgearbeitet werden, daß sich in den ersten 2500 Jahren bäuerlicher Kultur in Mitteleuropa für das Beispiel Südwestdeutschland zeigen läßt, wie die von der LBK gewählten Räume kontinuierlich weiterbesiedelt werden, wie sich lokale Gruppen der LBK in räumlich enger begrenzten „Kulturen“ fortsetzen und wie die begrenzenden Oszillationszonen zu anderen Kulturen immer etwa gleich verlaufen: Westrand des Rieses, Bodensee-Hochrhein, Vogesen. Nur im Norden ist eine stärkere Offenheit festzustellen, die sich in der engeren oder lockereren Zugehörigkeit des Raumes Rheinhessen-Starckenburg zum Südwesten ausdrückt.

Mit dem Beginn der „Metallzeiten“ werden von Prähistorikern Formkreise aufgestellt, die häufig primär nur auf Bronzetypen basieren. Deutet man sie als „Kulturen“, muß noch mehr Vorsicht walten, zumal wenn sich dadurch wieder großräumige Verbreitung andeutet. Auch wenn ein Kriterium der Bestattungssitte gewählt wird, wie beim Begriff „Hügelgräberbronzezeit“ (oder „Kultur der süddeutschen Hügelgräber der Mittelbronzezeit“), ändert sich daran nichts. Das Problem bleibt, ob eine Einheit „Hügelgräber-Bronzekultur“ und etwa LBK gleichwertige Begriffe sind. Hier kann diese Frage nur gestellt, nicht beantwortet werden. Eine Betrachtung einzelner innerhalb der Hügelgräberkultur unterscheidbarer Gruppen zeigt jedoch schon, daß wieder der südwestdeutsche Raum charakteristisch gegen außen abgrenzbar ist: Im Osten scheiden sich die württembergische und die südbayerische Gruppe am Ries, südlich des Hochrheins sind Funde dieser Zeit so selten und so verschieden, daß man nicht von einer Teilprovinz der Hügelgräberkultur, sondern allenfalls von Mittelbronzezeit sprechen kann. Am südlichen Oberrhein wird die Kultur durch Neufunde zunehmend deutlicher, im Nordelsaß bildet sie im Hagenauer Forst eine eigene markante Gruppe. Westlich der Vogesen gibt es wieder wie in der Schweiz nur Einzelmerkmale; aber

²⁸ E. Sangmeister, K. Gerhardt, Schnurkeramik und Schnurkeramiker in Südwestdeutschland, Badische Fundberichte, Sonderheft 8, 1965, Karten 1 bis 10; C. Strahm, Die Gliederung der schnurkeramischen Kultur in der Schweiz (1971) Karten 1 - 3.

am nördlichen Oberrhein formiert sich wieder eine klare Konzentration, die das schon mehrfach skizzierte Gebiet von der Pfalz bis zur Tauber eint²⁹.

Die Oszillationszonen der Kulturräume bleiben auch jetzt erhalten, obwohl das Siedlungsschwerpunktgebiet — sofern man es aus der Verteilung der Grabhügelfelder erschließen darf — sich innerhalb der Siedlungskammern stärker auf andere Teilräume verlagert hat (Alb, Hagenauer Forst, Dünengebiete).

Noch stärker verändert sich das Bild in der Zeit der sog. „Urnenfelderkultur“ (UK). Diese nach dem Bestattungsbrauch benannte, extrem weiträumig verbreitete Kulturercheinung, bei der unmittelbar vergleichbare Produkte (Töpferei, Bronzeuguß u. a. m.) von Österreich bis Nordspanien, von Oberitalien bis zur Nordgrenze der deutschen Mittelgebirge vorhanden sind, kann in ihrer Ausdeutung wieder nicht mit Einheiten wie LBK oder Hügelgräberkultur gleichgesetzt werden. Im Bewußtsein dieses Unterschiedes spricht man gern von „Urnenfelderbewegung“, um deutlich zu machen, daß es sich bei diesem Formenkreis um das Ergebnis eines Prozesses handeln kann, in dem religiöse, allgemeinkulturelle und evtl. politische Expansion zur Assimilation vorher differenzierter Kulturgruppen führten. Auch wenn man diese Deutung annimmt, bleibt es interessant zu fragen, wie sich die von uns betrachteten Kulturräume nun verhalten.

Leider lag das Forschungsinteresse der Spezialisten bisher vorwiegend auf der Chronologie, so daß räumliche Unterscheidungen zurücktraten. Doch zeigen die ersten Ansätze zu Gruppengliederungen eine erstaunliche Übereinstimmung mit unserem bisherigen Bild: Die „untermainisch-schwäbische“ Gruppe ist klar von den bayerischen zu trennen, die Oszillationszone läuft durch das Nördlinger Ries³⁰. Im Süden, am westlichen Bodensee und in der Ostschweiz, wird von einer „Übergangszone“ zur „rheinisch-schweizerischen“ Gruppe gesprochen. In ihr scheinen Elemente beider Lokalgruppen so gemischt, daß man an die Rolle der Pfynner Kultur gegenüber Michelsberg erinnert wird. Eine erste ausführliche Teilbearbeitung von westschweizer Fundgruppen läßt nun erkennen, daß innerhalb der „rheinisch-schweizerischen“ Gruppe die UK der westlichen Seen klar von dem Rest zu

²⁹ F. Holste, Die Bronzezeit in Süd- und Westdeutschland, Handbuch der Urgeschichte Deutschlands 1 (1953) Karte 3. H. Ziegert, Zur Chronologie und Gruppengliederung der westlichen Hügelgräberkultur (1963) Karten 2-6; man vgl. etwa C. Osterwalder, Die mittlere Bronzezeit im schweizerischen Mittelland und Jura (1971); zum Kontrast vergleiche man etwa die Karten bei G. Bailloud, La civilisation du Rhône et le bronze ancien du midi de la France, Revue archéologique de l'Est 17, 1966, 131 ff. Abb. 5 und 12.

³⁰ W. Kimmig, Die Urnenfelderkultur in Baden (1940) Taf. 46.

unterscheiden ist. Sein Verdichtungsraum kommt damit in das Gebiet zwischen Jura, Schwarzwald und Vogesen zu liegen. Aus der gleichen Arbeit geht auch hervor, daß westlich der Vogesen die ostfranzösische UK wiederum besondere Eigenheiten besitzt³¹.

Aufgrund der bisherigen Forschung scheint es also, daß sich auch unter Kultursituationen, wie der der „Urnenfelderbewegung“ (was auch immer diese gewesen sein mag), wiederum die altbekannten Teilgebiete herauschälen lassen, die zusammen als südwestdeutscher Raum gesehen wurden, obwohl es zwischen den vier Teilbereichen noch genügend Differenzierungen gibt.

Es würde zu weit führen, die Frage bis an die Grenze der historischen Zeit weiter zu verfolgen. Nur auf die „Hallstattkultur“ soll noch kurz eingegangen werden. Zwischen 8. und 5. Jh. v. Chr. entwickelt sich in Süddeutschland die sog. „Westhallstattkultur“, die dadurch so wichtig wurde, daß man sie mit guten Gründen in Verbindung mit den Kelten bringen konnte. Hier kann man mit einigen repräsentativen Verbreitungskarten, etwa der des „Hallstattschwertes“, ein Gebiet umreißen, das von Burgund im Westen bis Böhmen im Osten, vom Alpenrand bis zum Thüringer Wald reicht³². Kartiert man dagegen irgendwelche anderen Erscheinungen (Keramik, Schmuckformen, Bestattungseigentümlichkeiten), so spaltet sich der Raum wieder in Provinzen auf. Es wird uns nicht überraschen, daß etwa die Verbreitung der „Alb-Hegau-Keramik“ wieder nur das Gebiet deckt, das wir schon immer sahen: Sie überschreitet südlich den Hochrhein kaum, im Westen nicht die Vogesen, im Osten allerdings reicht sie etwas weiter, doch fehlt sie ganz in Nordbayern und erscheint in Südbayern nur stark abgewandelt³³. Im Norden wird sie etwa an der Linie Heilbronn-Karlsruhe von Erscheinungen abgelöst, die zur „Koberstadter Gruppe“ Südhessens überleiten³⁴.

Galt diese Aussage für die frühe Hallstattkultur im Westen, so wird die spätere geradezu dadurch gekennzeichnet, daß Südwestdeutschland, Schweiz und Ostfrankreich zu einer Einheit zusammenfaßbar

³¹ V. Rychner, Neuchâtel, bereitet eine Thèse über die Urnenfelderkultur am Neuenburger See vor, der ich meine Angaben entnehme. Eine Vorstellung von der Sonderstellung der Schweiz auch in dieser Zeit kann man schon aus einigen Detailkarten gewinnen: U. Ruoff, Zur Frage der Kontinuität zwischen Bronze- und Eisenzeit in der Schweiz (1974) 104 Abb. 25 unten; Karte 2 und 3.

³² A. Rieth, Die Eisentechnik der Hallstattzeit (1942), Fundkarte der Schwertler.

³³ J. Keller, Die Alb-Hegau-Keramik der älteren Eisenzeit (1939) 66 Abb. 14 (Karte heute dichter, besonders am südlichen Oberrhein).

³⁴ K. Dielmann, Zur Frage der „Koberstadter Kultur“, unveröffentlichte Dissertation Marburg, Karten 1 und 2.

wird, weil sich nur dort eine sozial abgehobene Schicht durch die Sitte des „Fürstengrabes“ überdeutlich manifestiert. Was besagt diese Kultureinheit? Ist es nur eine solche einer Oberschicht, die dann mit der Zeit zwar auf niedrigere Ränge übergeht, aber eben doch ursprünglich getrennte Gesellschaften nur überfärbt? Der Vergleich einiger Karten zur späten Hallstattkultur Ostfrankreichs³⁵, der Schweiz und Südwestdeutschlands³⁶ kann zeigen, daß hier bei allem intensiven Kontakt die alten „Grenzen“ erkennbar bleiben: Westlich der Vogesen und südlich der den Hochrhein begleitenden Höhenzüge sieht die Hallstatt-Tracht, repräsentiert durch charakteristische Schmuckelemente, anders aus als am Oberrhein, im Bodenseeraum, auf der Alb und im Neckarland. Und die Tracht des Südwestraumes sticht wieder deutlich ab von der Nord- und Südbayerns.

Der Forschungsstand bringt es mit sich, daß all diese Beobachtungen erst vorläufigen Wert haben. Doch wenn man erst einmal aufmerksam geworden ist, kann man den Fragen weiter nachgehen, auch für spätere Zeiten. Als eine erste Aussage bleibt wohl schon jetzt: Gewisse Teilräume Süddeutschlands zeigen — für uns verfolgbar seit der ersten teilseßhaften Besiedlung durch die LBK — eine erstaunliche Tendenz zu einer je unterschiedlich stark ausgeprägten Eigenständigkeit innerhalb übergreifender Kulturerscheinungen. Auch wenn wir von „Grenzen“ im historischen Sinne nicht sprechen können, ergaben sich doch „Grenzzonen“, innerhalb derer Merkmale eines Komplexes ausdünnen, die des Nachbarkomplexes aufzutreten beginnen. Diese Tendenzen spiegeln zugleich eine erstaunliche Kontinuität, die die Frage nach dem „Warum“ geradezu aufdrängt. Es wäre naheliegend, dem geographischen Raum eine bedeutende Rolle zuzuschreiben. Aber warum wird z. B. der Schwarzwald am Hochrhein und durch den Kraichgau umgangen, so daß am Oberrhein und im Neckarland immer wieder vergleichbare Erscheinungen auftreten. Und warum geschieht das gleiche nicht bei den Vogesen, wo Sundgau und burgundische Pforte im Süden, Zaberner Senke im Norden gleiche Möglichkeiten boten? Und warum bieten die Höhen südlich des Hochrheins solch eine Grenze?

Eher könnten wir an Gunst oder Ungunst von geographischen Bedingungen für die jeweilige Wirtschaft denken. Aber warum behalten

³⁵ G. Wamser, Die Hallstattkultur in Ostfrankreich, 56. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1975 (1976) Beilage 7 - 10, 15.

³⁶ W. Drack (Hrg.) Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz 4 (1974) Karten neben Seiten 14 und 16; J. Bergmann, Entwicklung und Verbreitung der Paukenfibel, Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz, 5, 1958, Karten 1 - 14 (S. 17 ff.); G. Mansfeld, Späthallstattzeitliche Kleinfunde von Indelhausen, Fundberichte aus Schwaben NF 19, 1971, 89 ff. Abb. 3 - 5; G. Kossack, Südbayern während der Hallstattzeit (1959) Taf. 152 - 156.

die Grenzzonen dann auch bei offensichtlich verlagertem Wirtschaftsschwergewicht ihre Lage bei? So etwa bei offenbar stärkerem Anteil der Viehzucht in Endneolithikum und Mittelbronzezeit? Hier verlagern sich kleinräumig die Verdichtungsräume, nicht aber die Lage der Grenzzonen. Auch als in der Zeit der Hallstattkultur Abbau von Bohnerz (Jura, Alb) und Brauneisen (Oberrhein) beginnt und damit Wirtschaftszentren verlagert werden, bleiben die Grenzzonen.

Die Frage nach dem „Warum“ kann noch nicht beantwortet werden, aber man darf die Antwort wohl doch stärker in der Bevölkerungskontinuität, in der traditionsbildenden Kraft kleinerer, überschaubarer Kommunikationsräume suchen. Dabei fällt vor allem auf, daß jene Räume, die von der LBK aus offenbar wirtschaftsbezogenen Gründen gemieden wurden (Schweiz, Ostfrankreich), auch nachher stärker geschieden blieben. Das könnte seinen Grund darin haben, daß sie zuerst von solchen Bauern besiedelt wurden (Chasséen, Cortaillod), deren Kulturverbindungen zum westlichen Mittelmeer und nicht wie jene der LBK zum Balkan laufen. Man gewinnt den Eindruck, als ob diese erste Raumaufteilung die Lage der Grenzzonen durch die gesamte urgeschichtliche Zeit hindurch geprägt habe. Und wenn man etwa gegenwärtige Sprach- und Dialektgrenzen ins Auge faßt, möchte man vermuten, die Tendenzen wirkten bis heute fort. Und so mag man abschließend fragen: Wie stark müssen historische Ereignisse sein, um diese „Kulturgrenzen“ ganz unwirksam zu machen? Oder: Wie lange braucht es, bis zeitweise überdeckte „Grenzen“ wieder sichtbar werden?